

# Das Pfennig-Magazin

der  
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

7.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Juni 15, 1855.

## Die Paradiesvögel.



1) Der Smaragd-farbige Paradiesvogel.  
2) Der goldene Paradiesvogel.

3) Der Unvergleichliche. (n. Le Vaillant.)  
4) Der Dunkle. (n. Le Vaillant.) 5) Der Frächtige.

## Die Paradiesvögel

Vieles, was die ältern Schriftsteller, mit Ausnahme einiger griechischen, von der Natur und ihren Werken erzählen, ist nichts als eine ziemlich bedeutende Reihe von unterhaltenden Fabeln. Genaue Beobachtung der Natur, Untersuchung des Baues und der Lebensweise der Thiere war nicht ihre Sache; Leichtgläubigkeit ist aber Allen gemein, und die Liebe zum Wunderbaren war den Meisten eigen. Daher so viele Fabeln vom Froschregen, vom Schwefelregen, vom Kraken, vom Basilikern, von Seejungfern und hundert ähnlichen Dingen. Auch die Paradiesvögel, welche wir hier sehen, gehören dahin. Dann und wann brachte ein Reisender die Haut eines schönen Vogels mit, den er aber nur in so weit kannte, als ihm die Eingebornen Ostindiens davon erzählt und er ihre Nachrichten verstanden hatte. Das Gefieder desselben hatte den herrlichsten Farbenschmuck: Brust und Rücken waren bei manchem mit den lebhaftesten Farben geschmückt, Andere hatten zarte, weit herausstehende glänzende Flügel Federn oder Kopffedern ganz besonderer Art, ohne daß eine solche Fierde einen Nutzen gewährt hätte, wenn der Vogel dem Winde widerstehen sollte. Und sonderbar! diese Vögel hatten keine Füße. Da fand nun die Einbildung und Leichtgläubigkeit freies Feld. Man schilderte sie, die zarter wie eine Taube, und glänzender wie ein Pfau sind, als Bewohner einer Gegend, welche nichts als Schönheit und Ruhe athmete, wo nie ein Sturm ihr Gefieder aufregte, wo sie, nimmer rastend, in reiner, balsamischer Luft umherschwebten, genährt von Thau und stärkenden, kühlenden Lüftchen. Kurz, man nannte sie Paradiesvögel, und glaubte, daß die Paar in Europa vorhandenen Exemplare zufällig auf einem hübschen Plätzchen, wo es viel Blumen und Gewürze gab, getödtet worden wären. Etwas Genaueres wußte man gar nicht.

Die erste, sorgfältiger ermittelte Kunde von denselben erhielten wir vom Naturforscher Guimard, der 1817 die Expedition des Kapitain Freycinet begleitete. Er beobachtete viele dieser Vögel auf einer Insel-Gruppe, von welcher Neu-Guinea die vornehmste ist, und fand, daß sie nicht von Balsambüsten und Himmelslüftchen leben, sondern Alles fressen, vornehmlich aber Früchte und Insekten, daß sie recht starke Beine haben, daß sie am Liebsten in dichten Wäldern wohnen, und bei heller Witterung gern auf die höchsten Spitzen der Bäume fliegen. Sie nehmen ihre Richtung immer gegen den Wind, da ihr glänzendes Gefieder auf solche Weise sich längs dem Körper anschmiegt, während es sonst, sich emporsträubend, bald in gänzliche Unordnung kommen würde. Eben darum wagen sie sich bei stürmischem Wetter gar nicht heraus. Sie sind dann wie verschwunden; der Instinkt sagt ihnen, was ein Orkan dort zu bedeuten habe, dem sie nicht die Spitze bieten, von dem sie sich nicht fort treiben lassen könnten. Sonst fehlt es ihnen gar nicht an Muth. Sie nehmen es im Gegentheile mit jedem Raubvogel auf, der ihnen zu nahe kommt. Zu Hausthieren sind sie noch nicht geworden; auch über ihre Jagd, ihre Art zu brüten, konnte Guimard nichts Bestimmtes erfahren. Doch giebt es von ihnen mehrere Arten, von denen wir auf dem vorstehenden Bilde fünf vor uns haben. No. 1. ist wegen seines glänzenden Gefieders vornehmlich bekannt, und hat zwei herrliche Schwungfedern, welche, zwei Fuß lang, unter den Flügeln vorgehen. No. 2. hat 6 dergleichen, die sein Köpfchen schmücken. No. 3 und 4 sind von Le Vaillant allein beschrieben, und der eine davon gleicht, wenn er sein prächtiges Gefieder auspreizt, dem Pfau. No. 5.

heißt vorzugsweise der Prachtige, wegen des Kragens, den er auf der Brust hat, und wegen des fächerähnlichen Schmuckes auf dem Rücken. Er kann jenen wie diesen willkürlich aufheben und fallen lassen. Die Fächer oben legen sich über die Flügel fest wie ein Mantel an. — Alle diese Arten weichen an Größe von einander ab. Die meisten kommen hierin mit unserer Drossel überein, ob sie schon wegen ihres dicken Gefieders die Größe einer Taube zu haben scheinen.

Eine hier nicht abgebildete, äußerst schöne Art ist der Königs-Paradiesvogel, von welchem die Indier viel wunderliche — Fabeln erzählen. Er soll in großer Menge ziehen, und ein Anführer den ganzen Schwarm befehligen, besonders aber auch erst das Wasser untersuchen und kosten lassen, ehe sich der Schwarm senkt, um den Durst zu löschen, weil die Indier, ihrer habhaft zu werden, gern dasselbe vergiften. Wahrscheinlich, meint Vaillant, hat sich zu einem Schwarme Vögel ein ganz anderer, fremder Vogel gesellt, den die Indier für den König oder Anführer hielten. Wegen seines schönen Gefieders hat der Paradiesvogel, von je her die Habsucht der Menschen rege gemacht. Die Indier stellen ihnen mit stumpfen Pfeilen nach, bereiten die Haut sehr sorgfältig, schneiden die minder glänzenden Flügel und Füße weg und machen so einen artigen Schmuck für Männer und Frauen daraus, während in Europa die sonst seltenen Exemplare die Fabel veranlaßten, daß das schöne Thierchen keine Füße habe. Zuletzt bemerken wir noch, daß der Paradiesvogel in großen Zügen weite Reisen macht. Wenn die Muskatendörner blühen, so kommen sie in Menge von den Inseln nach Ostindien und fallen oft ganz betäubt vom Geruche zur Erde.

Das eigentliche Vaterland des Paradiesvogels soll Neuguinea seyn, von wo aus diese Vögel, mit Ausnahme der Britenzeit, nach den benachbarten Inseln streifen. Sie sind auf den Inseln des östlichen Asiens nur über ein Paar Grade innerhalb der Wendekreise verbreitet.

## Indien in alter Zeit.

Den alten Griechen und Römern erschien Indien als ein wildes Land. Arrianus, ein griechisch-römischer Schriftsteller\*), der ein Werk herausgab, das Alexanders Zug nach dem Indus, unges. 300 J. v. Chr., schilderte, theilt auch eine Menge Dinge davon mit, aus denen sich kaum das Wahre herausfinden läßt. So erzählt er, daß der Tiger in Indien mehr gefürchtet werde, als der Elephant. Vielleicht möchte sich dieß noch in einer oder der andern Art rechtfertigen lassen; allein Nearchus, der Admiral Alexanders, erzählt, daß er zwar ein Tigerfell, nie aber einen Tiger selbst gesehen, und von den Einwohnern nur erfahren habe: er sey größer als das größte Pferd; mit seinem Muth, seiner Schnelligkeit lasse sich die von keinem Thiere vergleichen. Der Tiger kämpfe selbst mit dem Elephanten, und springe ihm nach dem Kopfe und tödte ihn dann leicht. Die letztern Angaben sind im Ganzen gegründet. Der Tiger sucht mindestens sein Leben, wird ein Elephant auf ihn zugetrieben, theuer zu verkaufen, und springt ihm nach dem Rüssel, den der Elephant deshalb sorgfältig in der Höhe zu verwahren sucht.

Noch wunderlichere Dinge theilt der Bericht des Nearchus über den Papagoy mit. „Der Papagoy kann wie ein Mensch reden!“ führt er von ihm an. Dann bemerkt er noch selbst, daß auch er viel Papagoyen gesehen habe und sie zu seiner Zeit keine Selten-

\*) Unter dem Kaiser Hadrian, ungefähr 120 J. nach Chr.

heit gewesen seyn. Die wunderlichste Nachricht über diesen Vogel giebt der Leibarzt des Perserkönigs Ktesias, ein Grieche, der 400 Jahre v. Chr. lebte. Wie alle Griechen, übertreibt er gern. „Der Papagoy,“ theilt er mit, „hat eine Zunge, eine Stimme wie ein Mensch, ist so groß wie ein Falke, und hat einen schwarzen Bart. Der Hals sieht zinnoberroth aus, und die indianische Sprache spricht er wie ein Mensch. Wenn er griechisch gelernt hat, so redet er dieß, als wäre es seine Muttersprache.“ Wenn wir mit dem Papagoy nicht ganz vertraut wären, so sollte es uns doch schwer fallen, das Wahre vom Falschen in dieser Beschreibung auszumitteln. —

Nearchus erwähnt dann ferner die Schlangen, welche er in Indien kennen gelernt hatte. Sie seyn sehr schnell in ihren Bewegungen, und gefleckt. Eine hatte 24 Fuß Länge, und die Indier versicherten, daß man noch längere finden könne. Hier wurde vermuthlich die Anaconda oder Boa Constrictor, die Riesenschlange, gemeint. Die griechischen Aerzte waren nicht im Stande, die vom Schlangenbisse entstandenen Wunden zu heilen, weshalb Alexander immer eine Zahl indischer Aerzte bei sich führte; wer gebissen ward, mußte sich gleich zu ihnen in des Königs Zelt begeben. Das Wahre hiervon ist gar nicht zu ermitteln. Leichter kann dieß mit der Nachricht des Nearchus geschehen, daß es Bäume in Indien gäbe, die wohl 500 Fuß im Umkreise halten, und ein Obdach für 10,000 Mann bilden könnten. Es ist hier ohne Zweifel der Banianenbaum gemeint. Noch in neuern Zeiten lieferte der Reisende Forbes einen Beleg hierzu. Er fand einen solchen Baum, der 2000 Fuß im Umkreise maß, und unter dessen Laube sich 7000 Mann aufstellen konnten. — Die wunderlichste Notiz vom alten Indien findet man in den Bruchstücken, die noch von Megasthenes vorhanden sind, der auch ein Zeitgenosse Alexanders war. „Die Perlemuschel,“ sagt er, „wird mit Netzen gefangen, und sie findet sich an einer Stelle so häufig über einander gefleckt, wie die Bienen. Auch haben sie, gleich den Bienen, entweder einen König oder eine Königin, und wer das Glück hat, ihn oder sie zu fangen, wird auch leicht aller Andern habhaft werden.“ Bei allen solchen Nachrichten darf man nicht vergessen, daß Mangel an genauer Beobachtung, Mangel an Sprachkenntniß, natürliche Eucht zu übertreiben und wunderbare Dinge zu erzählen, Leichtgläubigkeit und so vieles Andere dergleichen Entstellungen der Wahrheit zur natürlichen Folge hatten.

#### Pelet's Selbstüberwindung.

Am Bewundernswerthesten erscheint der Mensch, wenn er sich selbst ganz und gar vergift und für nichts anschlügt, um einen edlen Zweck zu verfolgen, und viele seiner Brüder zu retten, oder sonst eine große, hohe Idee ins Leben zu rufen. Darum wird noch immer des Codrus, des Curtius, des Horatius Cocles, der 300 Spartaner in den Thermopylen ic. gedacht. Aber auch die neueste Zeit hat ähnliche Handlungen aufzuweisen, und manche mag Statt gefunden haben, ohne daß sie jedoch durch die Schrift auf die Nachwelt gekommen ist. Eine von der Art, die auch wenig bekannt ist, findet sich in Mortonval's Geschichte des Feldzuges in Rußland: als Ney's Corps in der Nähe von Krasnoi auf dem schrecklichen Rückzuge gänzlich abgeschnitten war und ihm die einzige Wahl noch übrig schien, ob man sich mit den Waffen durchschlagen oder ergeben wolle, waren bei dem ersten Versuche dem Obersten Pelet v. 48. Reg. beide Beine und ein Arm zerschmet-

tert worden. Das kleine Häuflein der Franzosen zieht sich auf der blutbedeckten eisigen Straße zurück, und wird aufgefordert, sich zu ergeben. Ney schlägt es aus. Er mustert seine Handvoll Leute, um zu sehen, wie viele Kräfte er noch aufzubieten hat. Jetzt kommt er zum 48. Regimente, dessen Oberster mit zerschmetterten Gliedern, aber ruhig, dem schrecklichen Schicksale trotzend, auf einem Pferde sitzt, das die Soldaten ihm gebracht haben. „Was ist zu thun?“ fragt Ney, vom eignen Geschicke, wie von dem des Tapfern aufs Heftigste erschüttert. „Lassen Sie uns an den Dnieper marschiren,“ antwortet Pelet ruhig. „Wir sind kaum eine Stunde davon entfernt; er ist zugefroren; wir werden über denselben gehen, längs demselben hinauf marschiren und in Dersza mit dem Kaiser wieder zusammentreffen können.“ Er hatte die Karte vor sich liegen, und überzeugte Ney, daß nur auf solche Art Entkommen möglich sey. Der Marschall giebt nach, und bekanntlich sah sich Miloradowitsch seine Beute in dem Augenblicke entschlüpfen, als er sie eben mit beiden Händen festzuhalten glaubte. Aber welche Seelenstärke gehörte dazu, unter den schrecklichsten Qualen, unter Entbehrungen, wo ein Bißchen Brod und ein Trunk Wasser mit Gold bezahlt wurde, wo der Tod die einzige Hoffnung bot, mit Ruhe eine wichtige Frage zu erörtern, welche das Leben, die Freiheit und die Ehre mehrerer Tausende, entschied, und diese Frage siegreich durchzusetzen. Mortonval sagt nichts weiter vom Schicksale Pelet's, und sicher ist er wenige Stunden nachher, wie so viele Tausende der Hülflosen, Verwundeten und Kranken, eine Beute der Kälte, des Mangels an Allem geworden, zumal da auch an den zwei folgenden Tagen noch heftige Scharmügel mit den Kosaken bestanden werden mußten; aber um so mehr verdient seine Selbstüberwindung als ein Beispiel von dem erzählt zu werden, was der Mensch über sich vermag.

#### Der Pranger im Theater.

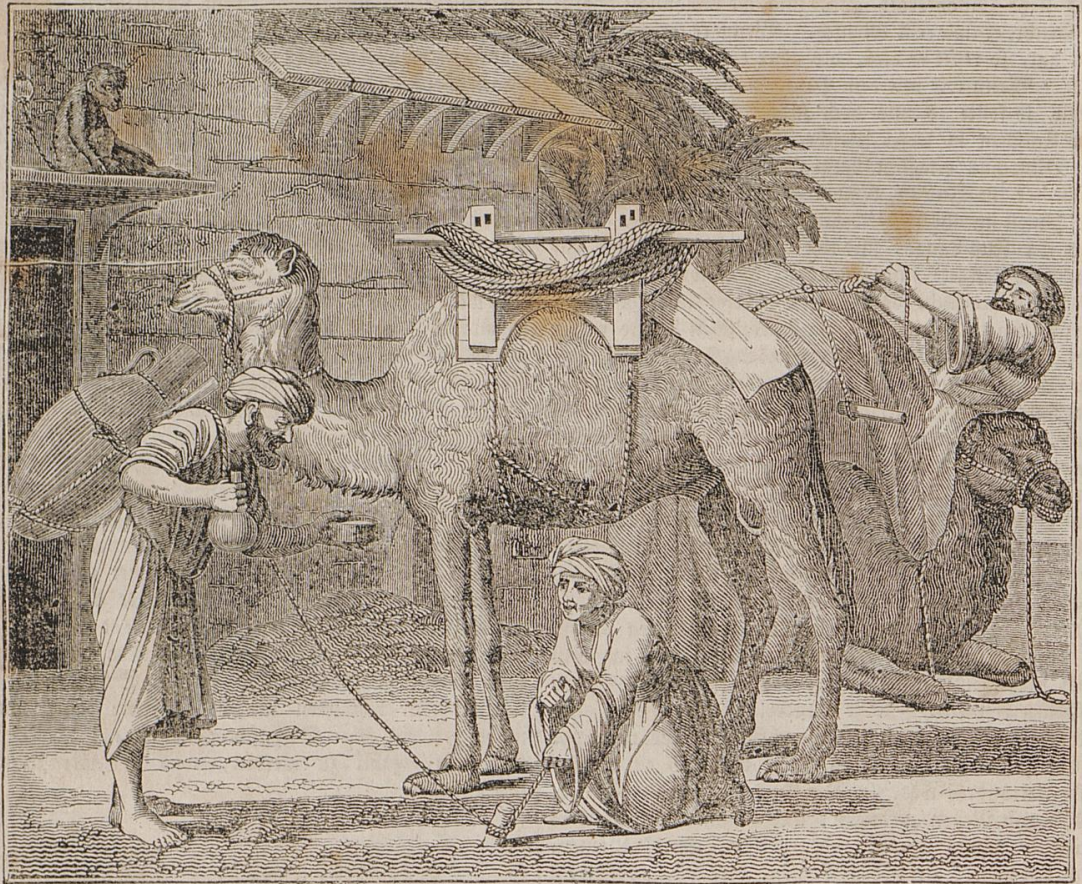
Foote, der englische Aristophanes, erreichte manchen Schurken, der dem Richter entging, und züchtigte manches Verbrechen, das vor dem Gesetze straflos blieb. Ein reicher Betrüger war zum Pranger reif, weil er einen falschen Eid geschworen hatte, allein der Advokat that dar, daß ein Fehler in der Formalität Statt fand, und so entging er ihm, ob er schon des Verbrechens überwiesen und geständig war. Abends wagte sich der Unverschämte in Foote's Theater ganz vorn in eine Loge. Raum erblickt ihn Foote, als er sich, extemporirend, die Nase zuhält und seinen Mitspieler fragt: „Ob er keine Priße habe?“ Betroffen sieht ihn dieser an. „D verflucht!“ extemporirt Foote fort. „Ich hätte doch einen falschen Eid darauf geschworen, daß der Herr keine Nase hat. Riechen Sie denn die faulen Eier nicht?“ Die faulen Eier erinnerten an die Sitte des Pöbels, mit solchen den zu werfen, der am Pranger steht. Jeder begriff den Wink. Jeder sah nach der Loge hin. Der Schurke wurde fürchterlich ausgezischt; er hatte Mühe, sich zu retten, und im Theater den Pranger gefunden, dem er vor Gericht entgangen war.

#### Der Araber und sein Kameel.

Die Araber in dem nördlichsten wüsten Theile ihres Vaterlandes suchten schon seit Jahrtausenden mehr oder weniger sich durch Räubereien zu ernähren. So mensch-

lich, mitleidig, treu und uneigennützig sie unter einander sind, so wild und habfüchtig zeigen sich dieselben gegen Fremde. Gastfreundlich, edelmüthig unter ihrem Zelte daheim, sind sie blutdürstige Feinde der nahen Länder. Zu Hause sind sie zärtliche Väter, gute Gat-

ten, gütige Herren, aber Jeder, der nicht zu ihrer Familie gehört, scheint auch in ihren Augen vogelfrei; und unverbroffen verbreiten sie sich, um zu rauben, zu plündern, bis tief hinein nach Syrien, nach Mesopotamien ja selbst bis nach Persien.



Der Araber und sein Kameel.

Dabei unterstützt sie nun treulich das Kameel, mit dem sie gleichsam ein Bündniß eingehen, wovon das Thier die Mühe hat und sie den Nutzen ziehen. In Arabien leben Mensch und Thier wechselseitig gleichsam eins für das andere. Von Jugend auf wird das Kameel zur Arbeit, zur Ertragung lebenslänglicher Beschwerde abgerichtet und abgehärtet. Man gewöhnt es, täglich mehr zu tragen, täglich weniger zu fressen, immer schneller zu gehen, und immer weniger zu saufen und zu schlafen. Das feurige Pferd wird ihm ein Muster fürs Laufen; und holt es auch nicht in Schnelligkeit dasselbe ein, so übertrifft es den Hengst am Ende doch an Ausdauer. Ein so abgerichtetes, an Hunger und Durst, Laufen und Tragen gewöhntes Kameel ist nun ein unschätzbares Schiff in der Wüste, wie es der Araber nennt, und für die Raubzüge desselben trefflich geeignet. Auf ihm eilt er durch die Sandebenen und harret des Kaufmanns, der mit seinen Schätzen des Weges einherzieht. Er raubt und tödtet; das Kameel trägt die Beute. Sieht sich der Araber verfolgt, so setzt er sich auf das beste Kameel, treibt es zum schnellen Schritte an und entgeht seinen Feinden in dem Sandmeere, das ihn überall umgiebt. Man hat fast unglaubliche Beispiele von der Behendigkeit dieser Thiere. Ein Araber, wie der Engländer Jackson in Marocko versichert, ritt einmal bei Tagesanbruche von Mogadore nach Marocko, die zwanzig deutsche Meilen aus einander liegen,

um seiner Geliebten ein Paar recht frische Apfelsinen zu holen, und kam schon nach Mitternacht wieder in Mogadore an. Er hatte also 40 Meilen in noch nicht 24 Stunden gemacht.

Das Kameel ist ganz für die Wüste geschaffen. Es kann die größten Beschwerden tragen, ohne davon angegriffen zu werden. Sein Fuß tritt leicht und flach auf den nachgebenden Sand; seine Nasenlöcher schließen sich, wenn ein Wind den Staub der Wüste emporwirbelt und Alles zu ersticken droht; sein Magen ist eingerichtet, eine Menge Wassers aufzubewahren, das ihm bei eintretendem Mangel den nothwendigsten Bedarf giebt, \*) — um das dürreste Futter zu verdauen: es nährt sich vom feinsten, zartesten Grase, von Gerste, süßen Datteln und Bohnen oder Brode, aber es sättigt sich auch mit stacheligen, trocknen Mimosen, die kein Thier anders genießen kann. Zähne, Gaumen, Lippen sind von der gütigen Natur eingerichtet, jene Leckerbissen zu schmecken und diese trockne Speise der Wüste zu zermalmen. Und so macht es Wege von mehr als hundert und funfzig deutschen Meilen, z. B. von Aleppo nach Bassora, ohne daß man ihm ansieht, welche Entbehrungen es ertragen muß. Jene gerühmte Schnelligkeit ist jedoch nicht allen Kameelen eigen. Es giebt zwei Arten derselben, die sich

\*) Nach Burthardt ist die Sache sehr zweifelhaft. Er sah und hörte nie etwas davon.

ohngefähr zu einander verhalten wie unsere Reitpferde zu den Zugpferden. Beide unterscheiden sich durch die Bildung des Rückens. Das schnelle, flüchtige, zum Reiten bestimmte, hat einen Höcker und heißt Dromedar, das andere, zum Tragen gebräuchliche, hat deren zwei. Indessen selbst das zum Lasttragen Bestimmte legt doch auch täglich seine 5—6 Meilen mit einer Last von 5—6 Centnern lustig und munter zurück, besonders wenn es die Pfeife seines Führers oder ein fröhliches Lied desselben vernimmt, denn gleich dem Pferde, dem der Ton der Trompete neues Leben giebt, hat es ein besonderes Wohlgefallen an dergleichen, und was nicht Peitsche und Sporn vermöchten, thut so ein munterer Gesang und Klang. Jetzt kommt es endlich an, wo die Karawane rastet, seine Bürde wird ihm abgenommen, und eine Handvoll Gerste oder ein Stück Gerstenbrod belohnt seinen Eifer, mit dem es am folgenden Tage aufs Neue Hitze, Durst und Hunger und die schwere Last trägt. Wie sie ihm aufgelegt wird, zeigt unser Bild. Um den Werth dieses Thieres noch mehr zu erhöhen, gab ihm die Natur eine dauerhafte Gesundheit und ein langes Leben. Im Ganzen ist das Kameel friedlich, gehorsam und keinesweges boshaft. Doch würde es, mit zu großer Last überladen, eher den Schlägen erliegen, als zum Aufstehen zu bewegen seyn. Wenn die Brunstzeit ist, so pflegt es leicht zu beißen, was bei seinem starken, schneidenden, zum Theil hakenförmigen Gebisse oft gefährliche Wunden verursachen kann. Das Fleisch der Kameele wird als sehr nährend und wohlschmeckend geschildert. Im Lager bei El-Arisch ließ der französische Oberwundarzt Larrey\*) alle verwundeten Kameele schlachten, um die Kranken mit ihrem Fleische und der Brühe desselben zu nähren. Das Pferd giebt bei weitem nicht so kräftige Nahrung. In der Regel wird das Kameel aber nicht geschlachtet, denn ein junges Thier ist zu nützlich, um gegessen zu werden, und ein von Krankheit oder Alter unbrauchbar gewordenes nicht einladend genug.

### Bethlehem und seine Umgegend.

Bethlehem existirt noch jetzt. Klein und dürrig ist es allerdings; aber auch zur Zeit, wo Christus geboren wurde, war es eine der unbedeutendsten Ortschaften im jüdischen Lande. Nennt es doch schon Micha 5. 1. „Klein unter den tausenden in Juda.“ Gewiß würden die Kriege, welche seitdem Palästina verheerten, die Seuchen, welche es entvölkerten, jenen kleinen Flecken von der Erde vertilgt haben, wie so viele andere Städte von größerer Wichtigkeit in jenen Gegenden verschwunden sind; doch der Werth, welchen fromme Sehnsucht auf Alles legte, was an die irdische Laufbahn des göttlichen Lehrers erinnerte, hatte die Folge, daß auch keiner der Orte, wo er wandelte und lehrte, geboren ward und starb, ganz und gar verschwand. Freilich möchte von zehn Angaben, die dem leichtgläubigen Pilger des Morgenlandes mitgetheilt werden, nicht eine vollkommen wahr seyn; indessen ist doch selbst der Gebildetste und Aufgeklärteste geneigt, mindestens hier und da eine und die andere Spur gelten zu lassen, und thut es der Phantasie wohl, die Stadt zu sehen,

Wo Christus starb, wo er begraben ward,

Wo er, vom Tod' ersehend, selbst den Tod bezwang, so ist es ihr wohl nicht minder angenehm, die Stätte zu schauen, die ihn als hilfloses Kind in der Krippe,

\*) S. f. Mediz. Chirurg. Denkwürdigkeiten. Leipzig, 1812. S. 99.

statt einer Wiege, barg. Versetzen wir uns im Geiste also einen Augenblick nach dem kleinen Bethlehem. Eine große Kirche, von der Kaiserin Helena erbaut, steht jetzt über dem Stalle, wo einst Maria ihre Zuflucht fand, zu dem man dreizehn Stufen hinabsteigen muß. Indessen noch jetzt werden im Morgenlande häufig die Ställe unter der Oberfläche der Erde angelegt, und so ist deshalb nicht zu fürchten, daß frommer Aberglaube hier den Pilgern einen falschen Ort angebe. Zur Zeit, als Helena jene Kirche darüber erbauen ließ, möchte die Sache doch wohl den Ort genau bezeichnet haben, und seitdem hat er nicht verändert werden können, als insofern er jetzt mehr einer Grotte, als einem Stalle gleicht. Dieß Letztere ist indessen leicht erklärlich, weil er aus einem Felsen gehauen ist, und die Franziskaner, zu deren Kloster die genannte Kirche gehört, eine Menge Verzierungen anbrachten, welche die ursprüngliche Gestalt derselben veränderten. Auf dem Punkte, wo der Heiland selbst geboren worden seyn soll, steht ein kostbarer Altar mit immer brennenden Lampen und ihm gegenüber ein anderer Altar, angeblich an dem Orte, wo die Weisen aus dem Morgenlande der Maria und ihrem Kinde huldigten. Selbst der Stern, der sie nach Bethlechem geleitet haben soll, ist durch einen Marmorstein auf dem Boden angebeutet, dessen Lage gerade dem Punkte entspricht, an welchem er nach der Meinung des Volks am Himmel stand. Um ihn läuft ein silberner Strahlenkranz mit der Umschrift in lateinischer Sprache: „Hier wurde Jesus Christus von der Jungfrau Maria geboren.“

Das Dorf Bethlechem hat etwa 500 Familien zu Einwohnern, die lauter Christen sind.

Ungefähr eine Viertelstunde von Bethlechem wird im Thale auch noch das Feld gezeigt, wo den Hirten durch Engel das fröhliche Ereigniß von Christi Geburt soll verkündigt worden seyn. Zwei schöne alte Bäume stehen in der Mitte der von Blumen bedeckten Ebene und „die Stelle ist so freundlich und anmuthig,“ sagt J. Carne in seinem Leben und Sitte des Morgenlandes II. S. 99., „und sie paßt so gut zu jener großen Begebenheit, daß man ungern daran zweifelt.“

Jedoch, so viel auch Mancher von uns darum gäbe, wenn er an diesen, durch solche Erinnerungen geheiligten Orten einige Stunden weilen könnte, so gleichgültig sind die dort wohnenden Christen, und namentlich die Mönche des Franziskanerklosters selbst dagegen. Ohne alle Theilnahme erzählen und zeigen sie, was hier Merkwürdiges ist, und von Allem sprechen sie lieber, als von den Orten, die den weit herkommenden Pilgern so theuer sind. Auch werden sie dort weniger, wie wir, an alle die Wohlthaten denken, die uns durch des Heilandes Geburt zu Theil wurden. Doch das ist der Lauf der Welt! Die Phantasie leiht allen Dingen einen Reiz, welchen die schale Wirklichkeit so leicht abstreift. Sollte es deshalb den Orten, wo der Heiligste auf Erden geboren war, lebte und starb, besser gehen?

### Die Juden in Polen.

Die polnischen Juden sind uns durch die Messen zu Leipzig, welche sie seit fünfzig Jahren anhaltend in Menge besuchen, zwar bekannt genug; allein sie erscheinen bei uns immer noch als Fremde. Wir sind darum nicht mit allen Eigenthümlichkeiten so vertraut, die sie in der Heimath, in ihrem Paradiese haben, wie man oft Polen in Bezug auf sie genannt hat. Auch ist die Zahl derer, welche unsere Messen besuchen, eine Kleinig

keit gegen die vielen Tausende, welche in Polen haufen, und deren Menge vielleicht über eine Million beträgt. Ein neuer Reisender giebt gar zwei Millionen an. \*)

Wie ein Jude in seinem Neufbern erscheint und gekleidet ist, sehen wir hinlänglich alle Tage. Allein minder bekannt ist es wohl, daß sie im Ganzen nichts weniger als eine feste Gesundheit genießen. Die frühen Heirathen, der unglaubliche Schmutz in ihren Wohnungen, die ungesunde Nahrung, die Angst und Unruhe, in welcher sie immer leben, trägt dazu gleich sehr bei. Im 13ten und 14ten Jahre heirathen sie gemeinlich, und ein Rabbiner gab schon seiner neunjährigen Tochter einen Gatten, um nach Palästina reisen zu können. Solche junge Ehepaare taugen freilich noch nicht zur Wirthschaft. Gewöhnlich wohnen die jungen Leute daher noch einige Jahre bei den Aeltern des Gatten, welcher in dessen den Talmud studirt.

Nur wenig Juden besitzen liegende Gründe; dagegen herrscht unter ihnen Allen der feste Glaube, daß ihnen einst Palästina wieder zufällt. Unbesiegbar ist ihre Sehnsucht nach diesem Lande. Alle hegen den Wahn, daß sie unter der Erde nach den Gräbern ihrer Väter wandern müssen, sobald sie sterben, und viele verkaufen daher Alles, um sich dort niederzulassen oder sich mehr in der Nähe anzusiedeln, und so die Wallfahrt dahin zu verkürzen. Manchmal werden die Leichname reicher Juden einbalsamirt und nach Palästina versendet, um dort begraben zu werden. Andere lassen von daher Erde kommen, um die Gräber ihrer Väter damit gleichsam zu heiligen.

Die Kabbala bildet einen Haupttheil der polnisch-jüdischen Weisheit. Es besteht dieselbe in Versetzung und Berechnung der Buchstaben, welche zugleich Zahlen bezeichnen, wie dieß bekanntlich auch bei den Griechen und Römern der Fall war, und wodurch uns die einfachsten Stellen zu den verkehrtesten, auffallendsten Behauptungen Anlaß geben können. Die Meister in dieser Kunst nennen sich Herren des Namens. Sie behaupten nämlich, das wahre Geheimniß und die Bedeutung des Wortes Jehovah zu wissen. Amulette, Talismane sind bei einem Volke, das noch in solchen Dingen Weisheit sucht, etwas sehr Natürliches. Jeder Jude hat einen solchen Schutz am Körper, in seinem Hause. Hier ist er gewöhnlich in einem von Glas bedeckten Kästchen aufbewahrt. Beim Gehen und Kommen berührt der Jude das Glas, unter dem der Name Jehovah befindlich ist, und glaubt vor Geisern und Dämonen sicher zu seyn. Er murmelt dazu hebräisch:

Der Allmächtige beschütze mich!

Der Allmächtige befreie mich!

Der Allmächtige stehe mir bei!

Auch der Name Schaddai, d. i. der Allmächtige, ja der bloße Anfangsbuchstabe dieses Wortes, Sch, gilt als ein solcher Talisman, den selbst der jüdische Fleischer in jedem Theil des von ihm getödteten Thieres einschneidet. Viele Rabbiner nähren sich bloß von dem Schreiben und Verkaufen solcher Talismane, wenn sie nur im Rufe sind, die Kabbala gehörig zu verstehen. Besonders liefern die Psalmen herrliche Talismane. Der erste, auf Pergament geschrieben und um den Hals gehangen, hilft zu glücklicher Entbindung, verhütet frühzeitige Niederkunft. Der zweite ist das beste Mittel gegen Kopfweh.

\*) Henderson Travels in Russia. Lond. 1826. Von ihm sind die folgenden Notizen entlehnt.

## Der Johannistag in Schweden.

Fast in allen Ländern wird der Johannistag mit besonderer Freude begangen. An dem einen Orte feiert man ihn so, an dem andern wieder anders. Dort schmückt man die Häuser mit Kränzen, hier zündet man Freudenfeuer an. Tanz und Jubel bezeichnet ihn häufig, und auch wohl der Aberglaube treibt während desselben seine Poffen.

Besonders ist aber dieser Tag ein Volksfest im hohen Norden, denn da hat die Sonne ihren höchsten Punkt erreicht; da weilt sie Tag und Nacht ununterbrochen am Himmel, und weil gerade dieß Schauspiel dort meist durch die beständigste Witterung begünstigt wird, so eilt Jedermann auf die Berge, sich um Mitternacht an ihrem Glanze zu ergötzen, oder es giebt daheim Spiel und Tanz, und Alles ist mit Maien, Blumen und Kränzen aufgeputzt. Vorzüglich berühmt ist unter den Bergen, wo man im Norden die Mitternachtssonne in ihrer Pracht sehen kann, der Afsasaberg am Torneals, weil er völlig frei liegt. Vierzehn Tage lang geht hier die Sonne nie unter, und der Johannistag, als der mittelste davon, ist nun der erwählte, wo Fremde und Eingeborne am Vorabende hinkommen, die Nacht hindurch hier fröhlichen Sinnes zuzubringen. Wie es ohngefähr dabei zugeht, mag uns der wackerer Reisende Schubert sagen. „Ein großes Feuer ward angezündet,“ erzählt er, „wenn gleich es eben nicht empfindlich kalt war. Um das Feuer ward ein großer Kreis gebildet, und weiblich gescherzt und geschäkert. Die Finnischen Männer warfen Wacholdersträucher ins Feuer, also, daß den Mädchen die Funken in die Augen sprangen, und diese nun wacker kämpften, um die feuersprühenden Büsche wieder heraus zu ziehen. Die Zahl der Mädchen war besonders groß, alle waren munter und kräftig, aber keine hübsch, die meisten häßlich, ihre Tracht war wenig von der schwedischen abweichend; selbstgewebt waren Mieder und Röcke, welche eine einfache leinene Schürze bedeckte, der Kopf war mit einem schwarzseidenen Tuche umwunden, und über den Rücken hing das Haar in Flechten herab.“

„So saßen und harreten wir; es war hell wie am Mittage; aber nur eine starke Röthe zeigte sich am Horizonte; der Sonnenkörper war wenig sichtbar.“

Andere, welche nicht nach den Bergen ziehen, errichten einen Johannisbaum. Vor den Höfen, an den Wegen, auf den Märkten, sieht man einen hohen Baum gepflanzt, der mit Blumen, Laub, Kränzen, Pfeilen, Schwertern und hölzernen Vögeln geschmückt ist. Um ihn tanzt Jung und Alt herum. Die Vornehmten geben indessen Bälle, Gastmähler, und feiern kostspieliger, wenn auch nicht vergnügter, das Fest.

## Die ältesten dramatischen Arbeiten in Deutschland.

Die ältesten deutschen dramatischen Werke oder Schauspiele, wenn man sie so nennen will, schreiben sich von einer Nonne Roswitha zu Gandersheim am Harze her, welche zu Ende des 10ten Jahrhunderts lebte. Sie schrieb sechs sehr lose zusammenhängende, eher tragisch als komisch zu nennende Stücke für ihre Mitschwester, um diesen den Terenz aus den Händen zu spielen, den sie lasen, und ihre Arbeit wurde erst von dem Gelehrten Konrad Celtes entdeckt, welcher zu Ende des 15ten

Jahrhunderts die Klöster durchsuchte, um gute Bücher kennen zu lernen und sie zum Drucke zu befördern. In einem von ihm nicht bezeichneten, vermuthlich aber zu Regensburg befindlichen Benediktinerkloster fand er die mit gothischen Lettern von einer Frauenhand gefertigte Schrift, welche 1501 zum ersten Male gedruckt und von ihm dem Churfürsten Friedrich dem Weissen gewidmet wurde, der als ein Gönner ihn ausgezeichnet und an den Kaiser Maximilian empfohlen hatte. Das Original ist vielleicht noch in Regensburg, wenigstens sah es dort Gottsched im Kloster St. Emmeram 1749; aus dessen Nöth. Vorr. 3. dram. Dichtkunst II. S. 9 und 10 wir diese Notiz geschöpft haben.

### Der Brand im Waizen.

Von den Dingen, die man am wenigsten erforscht hat, wird am Meisten geschrieben; so sagt und liest man gar Vieles vom Brande in dem Waizen, ohne über die wahre Ursache der Ausartung dieser Getraideart ins Reine gekommen zu seyn. Vielleicht trägt die Mittheilung eines englischen Oekonomen, Franz Bauer, dazu bei, da er über die Krankheiten der Getraidearten viele Beobachtungen und Entdeckungen gemacht hat. Er nimmt als nächste Ursache des Uebels den Saamen eines Schmarozerpilzes an, der zur Art der Uredo gehört, und als *uredo foetida* bezeichnet werden könnte. Dieser Saame wird nach ihm von den Wurzeln der keimenden Waizenkörner aufgesogen, und steigt mit dem aufschießenden Saft empör, ehe noch der Waizen blüht, so daß er in das Germe oder Saamen-Ei gedrungen ist und sich nun hier schnell entwickelt und vermehrt, ehe noch die Befruchtung des Waizengermens, ja nur die Entwicklung der Blüthe möglich war. Die natürliche Folge ist, daß auch keine Körner zum Vorschein kommen, das Germe (der Saamenkeim) selbst aber immer fortwächst, wie ein gesundes Waizenkorn thun würde, ja das Letztere noch bei weitem übertrifft, so wie eine Tasche unter den Pflaumen größer als diese selbst ist. Man sehe Figur 3 und 4, 1 und 2. Die Letztern, 1 und 2, sind gesunde, reife Körner, 3 und 4 solche im Keime ersickte. Bauer machte die Entdeckung vom Daseyn dieses Schmarozerpilzes 1806. Er hatte nämlich ein Korn damit am 14. Novbr. des Jahres vorher geimpft und gesät, und sechszehn Tage vorher, ehe die Aehre aus den Spelzen hervortrat, und zwanzig Tage eher, als die gesunden Aehren blühten, nahm er die kleinen Schmarozerpflänzchen in der Höhle des Germens wahr, welche davon ganz überzogen wurde. Die 7. Figur giebt eine Idee davon. Erst sind diese Pilzchen schön weiß, allein wenn die Aehre frei heraus tritt und das Germe sich vergrößert hat, so vermehren sie sich sehr schnell, haben kaum Zeit zum Reifen und nehmen eine dunklere Farbe an, wobei sie dann nur locker an den Wänden des Germens hängen. Das desorganisirte Korn wächst immer fort, die in ihm nistenden Schmarozer vermehren sich auch immer fort und wenn die gesunden Körner reif sind, so findet man die erstern meist größer, aber dunkelgrün, und im Innern gedrückt voll von dem häßlichen Fungus *uredo*, den man wegen des widrigen, dem faulenden Fische ähnlichen Geruchs *foetida*, der sinkende, nennen sollte. Daß die so vollgepropten Körner aufspringen, ist sehr selten der Fall. Sind die gesunden Körner völlig trocken und hellbraun geworden, so zeigen sich auch jene franken anders. Sie sehen dann dunkelbraun aus, und haben immer noch, wie

No. 3 und 4 zeigt, das Stigma oder die Narbe. Schneidet man ein solches Korn der Länge nach durch, so findet man, daß es nur aus dem Häutchen besteht, welches mit den reifen, schwarzen Schmarozerpilzchen angefüllt ist. Man sehe No. 5. Auf dem Felde erkennt man die so angestockten Aehren leicht an ihrer Größe; sie reichen immer einige Zoll über die guten empor und sind dick. Auch hatte ein angestocktes Saamenkorn gewöhnlich mehr Aehren getrieben, als ein gesundes. Eine Pflanze, die Bauer aus mit dem Fungus inokulirten Saamen erzeugt hatte, trug 24 Halme und Aehren, mancher Halm hatte gegen fünf Fuß Höhe, und alle Aehren waren vom Brande ergriffen. Die Ansteckung, meint er aber, kommt hierbei nicht in Betracht. Es hängt solche verkehrte Fruchtbarkeit vom guten Boden ab, der den Wuchs des Waizens, aber auch die Schmarozerpflanze begünstigt.

Nicht immer wird die ganze Aehre von der Krankheit ergriffen. Auf der einen Seite ist sie gesund, auf der andern brandig, manchmal sind vier, fünf Körner gesund und einige ganz brandig in einer übrigens reifen Aehre. Defters findet man einen Theil des Eiweißstoffes vom Germe ausgebildet, ohne aber eine Spur von Befruchtung wahrzunehmen, in andern findet sich auch die Spur der Letztern. Der Saame des Fungus kam erst hinein, als sie schon eingetreten war. Man sehe No. 6. Wenn die gesunden Körner ihre Farbe ändern, sind auch die Fungi reif und vermehren sich nicht mehr. Alle haben eine Kugelgestalt und fast gleiche Größe, nämlich  $\frac{1}{1000}$  Theil von einem Zolle. No. 8. ist  $\frac{1}{100000}$  Theil eines Quadratzolles vom Mikrometer und hält 16 ausgewachsene Fungi, 160,000 Male vergrößert, woraus man abnehmen kann, daß nicht weniger, als 2 Millionen 560,000 solche einzelne Pflänzchen nöthig sind, einen Quadrat Zoll zu bedecken.

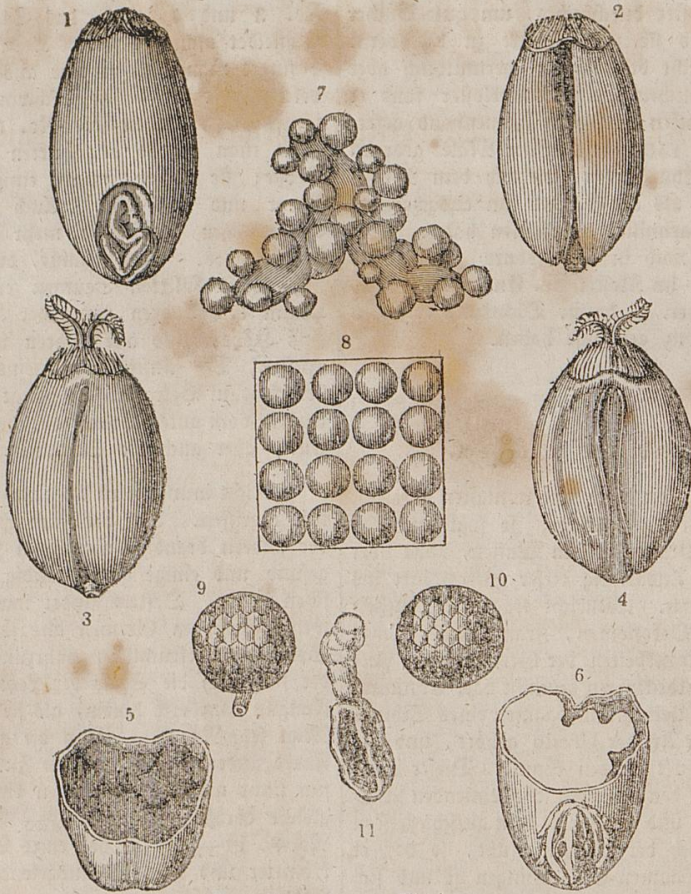
Fig. 9 zeigt einen nicht ganz reifen Fungus mit seinem kleinen Stiele, und Fig. 10 einen völlig reifen. Beide sind eine Million Mal vergrößert, um ihre netzförmige Struktur auf der äußern Haut zu zeigen. Im Innern scheint ein zelliges Gewebe vorzuwalten.

Fig. 11 stellt die Ausleerung des Saamens dar, was sich aber nur unter dem Wasser beobachten läßt. Im trocknen Zustande konnte Bauer den Saamen nie wahrnehmen, da er durch eine schleimige Feuchtigkeit in Klümpchen vereinigt zu bleiben scheint.

Unser Engländer hat mit der Inokulation dieses Fungus zahlreiche Versuche gemacht und so, wie es scheint, die Ursache des Brandes im Waizen ausgemittelt. Ist dieß, so kann auch nur derselbe abgehalten werden, wenn man den Saamen-Waizen so reinigt, daß jede Spur vom Fungus vertilgt oder entfernt wird. Das Waschen aber scheint ihm dazu nicht hinreichend. Der Saame ist zu fein, als daß er nicht in jedes Nischen des Waizenkorns eindringe. Selbst Salzwasser vertilgt sie nicht. Bei so behandelten Körnern konnte man, nachdem sie 12 Stunden ins Wasser gelegt und dann unter Mikroskope gebracht worden, noch darauf auch die Schmarozer beobachten. Das Einweichen der Saatkörner in Kalkwasser scheint dem genannten Beobachter das sicherste Mittel, wenn es zwölf Stunden lang, mindestens, Statt findet und die Körner dann getrocknet werden, ehe man sie einsät. Wie schwer dieß aber im Großen auszuführen ist und wie selbst dann wenigstens ein und das andere angestockte Korn mit darunter den Weg auf den Acker finden kann, wird man leicht begreifen.

Erklärung  
des Bildes

1. Ein Weizenforn, vollkommen gesund, 25 Mal vergrößert, von vorn angesehen.
2. Dasselbe von der Rückseite.
3. Ein krankes Weizenforn, ausgewachsen, 25 Mal vergrößert, von vorn.
4. Dasselbe von der Rückseite.
5. Die Frontansicht eines kranken Weizenforns, quer durchgeschnitten, 25 Mal vergrößert.
6. Dieselbe Ansicht eines solchen Kornes, wo aber der Saame des Fungus erst nach der Befruchtung hinkam, 25 Mal vergrößert.



7. Eine kleine Gruppe der Schmarzerpilzchen auf der Wurzel, 160,000 Mal vergrößert.

8.  $\frac{1}{160000}$  Theil eines Quadratcolles, worauf 16 reife Fungi stehen, die 160,000 Mal vergrößert sind.

9. Ein junger Fungus, noch nicht ganz reif, mit seinem Stielchen, zu welcher Zeit man ihn noch von der Grundfläche ablösen kann.

10. Ein ausgewachsener Fungus. Beide sind eine Million Mal vergrößert.

11. Ein reifer, eben so viele Male vergrößerter Fungus, der eben seinen Saamen entleert.

Der Brand im Weizen.

## Die Wasserleitungen der alten Römer.

Diese gehören zu den ehrwürdigsten größten Unternehmungen, die der menschliche Geist je gefaßt und ausgeführt hat. Jede bedeutende Stadt in dem unermesslichen römischen Reiche besaß dergleichen. Während wir überkultivirten Europäer in den angesehensten Städten oft Mangel an gutem reinem Trinkwasser leiden, scheinen sie mit dem Wasser überhaupt einen Luxus getrieben zu haben, aber einen Luxus, der eben so wohlthätig als majestätisch war. In Spanien, Gallien, Italien sind überall noch Reste dieser uns fast unbekanntem Werke der Baukunst. Was wir in der That aufweisen können — nämlich unsere unterirdischen, halbverfallenen Röhren, die alle Augenblicke in Trümmern zerfallen, sind wie die Arbeiten von Liliputter Zwergen gegen das, was in dieser Art die Römer unternahmen. Noch finden sich Ruinen in allen Städten der alten römischen Herrschaft, die uns in Erstaunen setzen. Besonders in Rom selbst sieht man diese stolzen Behälter in mehreren Stockwerken über einander, gleich in die Luft hingeworfenen Brücken, und wenn sie durch ihre Festigkeit der Ewigkeit Trost zu bieten scheinen, so sind doch die unterirdischen noch viel bewundernswerther. Noch sind Reste von Claudius Wasserleitung, die durch einen Berg ging, der dem Jura wenig nachgiebt, übrig. Bei der Villa Medici führen noch jetzt 124 Stufen zu einem solchen Aquädukt, der vielleicht 40 Meilen von Rom seinen Ursprung nahm. Ueberhaupt scheinen selbst viele Privatleute Wasserleitungen gehabt zu haben, die ihnen meilenweit ihren Bedarf zuführten. Die Römer, sagt Bonstetten, nicht zufrieden, auf der Erde zu gebieten, schufen sich auch gleichsam eine unterirdische Herrschaft, und es ist in der That nicht

zu leugnen, daß wir Neuern in der Benutzung des Wassers lange nicht so weit sind, wie sie es vor 2000 Jahren waren.

## W o c h e.

Am 15. Juni 1785 unternahmen Pilatre des Rosiers und Romain von Boulogne aus eine Luftfahrt, stürzten zur Erde und starben.

Am 16. Juni 1815 siegte Napoleon über Blücher bei Ligny, und an demselben Tage, aber 1778, starb der im Komischen und Tragischen gleich ausgezeichnete Schauspieler Konrad Eckhoff in Gotha, nur 58 Jahre alt.

Der 17. Juni 1696 ist der Sterbetag des berühmten Helden Joh. Sobiesky v. Polen, welcher Wien entsetzte und dadurch die Freiheit der Deutschen rettete.

Am 18. Juni 1757 verlor Friedrich der Große die blutige Schlacht bei Collin, unweit Prag, das er belagert hatte.

Am 19. Juni 1828 wurde Brailow, nach hartnäckigem Widerstande, von den Russen durch Kapitulation eingenommen.

Am 20. Juni 1756 eroberte der Nabob von Bengalen Calcutta, und ließ 146 gefangene Engländer in eine Höhle sperren, wo sie vor Hitze und Mangel an frischer Luft bis auf 23 verschmachteten, ehe der folgende Tag erschien.

Am 21. Juni 1208 ermordete Otto von Wittelsbach den Kaiser, oder vielmehr Reichsverweser, Philipp von Schwaben.

Verlag von Brossage Vater in Leipzig.  
unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.